

Diese methodische Vorsicht vermisst man leider immer wieder. So etwa bei dem wiederholten Versuch, Äußerungen Rudolf Steiners über die Hierarchien auf den Bildbestand des 13. Jahrhunderts anzuwenden, während andernorts mehrfach betont wird, dass Steiner das Thema im 20. Jahrhundert ganz neu gegriffen und behandelt habe. Ohne die hier notwendige Zurückhaltung drohen die Bilder ihren historischen Kontext zu verlieren und zur Projektionsfläche einer Interpretation zu werden, die dem Leser suggeriert, dass die damaligen Schöpfer der Bilder nur und gerade das gewusst hätten, was wir heute bei Steiner lesen können. Der von Oltmann in diesem Kontext herangezogene Begriff des »Urweltwissens« ist in meinen Augen alles andere als hilfreich, denn in Verbindung mit dem noch diskussionsbedürftigeren Begriff des »Weltenplans« bewegt man sich bei der Frage: Was hat man damals in Florenz erlebt, gewusst und geschaffen? mit diesen Hilfsbegriffen auf einem sehr unsicheren Terrain.

So hinterlässt das Buch bei einem Leser, der bereits über ein gewisses Maß an Vorwissen und (kunst)wissenschaftlicher Reflexion verfügt, einen zwiespältigen Eindruck, während es für den Einstieg in das Thema sicher viele Anregungen und Grundlagen zum Studieren und

Weiterfragen bietet. Überschaubar man schließlich einmal die Mengenverhältnisse, so ist das Buch im Grunde fast eher als eine Einführung in die Geschichte der Hierarchienlehre denn als Interpretation eines einzigen Kuppelmosaiks zu betrachten. Dabei erwecken die zum Ende hin immer auffälligeren Wiederholungen den Eindruck, als hätte dem Manuskript eine nochmalige Überarbeitung gut getan (vgl. dazu etwa die Überschriften der Kapitel 5, 5.2, 5.2.1 und 5.2.2). Insofern ist es nützlich, die Umstände der Abgabe zu kennen.

Soweit einige Punkte, die man angesichts eines durchwegs substanziellen Buches nicht überbewerten sollte. »Und es neigen die Weisen / Oft am Ende zu Schönerm sich« heißt es bei Hölderlin. Vielleicht ist es gerade diese Wendung des Blicks, auf die es in einem Leben letztlich ankommt, nicht so sehr die daraus hervorgehenden Ergebnisse, die man infrage stellen, diskutieren, widerlegen und korrigieren kann. Denn was auch immer man von diesem Blick auf das Schöne zu Papier bringt, es bleibt immer hinter dem zurück, was man im Sehen erleben darf. Das macht das Sehen aus, dass es dem Denken und den Worten immer ein wenig voraus sein kann.

*Roland Halfen*

## Inspirierendes Kraftfeld

MARTIN SPURA: **Autobiographie der Nacht – Ein Traumbuch**, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2015, 288 Seiten, 24,80 EUR

Traumbücher haben momentan Hochkonjunktur. Oft sind sie esoterisch angehaucht, gern in Romanform gehalten, oder bieten gar »mentale Wege zum Erfolg« an. Im besten Falle referieren sie Ergebnisse der modernen Traumforschung und machen uns Mut, mehr auf die Sprache der nächtlichen Bilder zu hören.

Das Buch des Ulmer Traum- und Mythenforschers Martin Spura kommt anders daher. Es ist ein persönliches Wagnis, ein mutiger Kraftakt, für manche wird es vielleicht eine Zumutung sein. 7.000 seiner Träume hat der Autor in den letzten 20 Jahren aufgeschrieben, aus denen er

den Ariadnefaden seiner Biografie zu destillieren versucht. Doch das Buch leistet mehr als nur eine persönliche Nabelschau. Da für Spura die persönliche Biografie auch immer die kollektive spiegelt, ist es überdies eine Auseinandersetzung mit Wunden der Vergangenheit, etwa mit den in der eigenen Familie totgeschwiegenen Verfehlungen im Nationalsozialismus. Zum Dritten bietet das Buch den eigenständigen Entwurf einer zeitgemäßen Spiritualität, die – anders als viele Spielarten heutiger Wellness-Esoterik – die Nachtmeerfahrten der Seele nicht scheut. Nur der, so könnte man eine wichtige

Botschaft Spuras umreißen, darf sich zu Licht, Hoffnung und geistigen Welten emporschwingen, der vorher seine »dunklen Ecken« konfrontiert hat, seine Schattenseiten, Eitelkeiten, Feigheiten, auch die Verlockungen seiner wilden und in archaische Bereiche reichenden Triebnatur. »Die archaische Kraft ist kein Dämon, den es abzuschütteln gilt, er ist ein Keim, der zum Edelstein hin entfaltet werden will.« Somit ist dieses Buch gleichzeitig Biografie, Traum- und Mythenforschung sowie ein Entwurf zu einer spirituellen Lebenshaltung, die ganz auf der Kraft eigener Imagination aufbaut.

Mit klarem Denken leuchtet Spura in die Tiefe seiner Traumbilder hinein, um aus ihrem oft ambivalentem Bedeutungsspiel Erkenntnisse und Heilkräfte aufscheinen zu lassen. Und da diese Bilder für den Autor Geschenke aus einem numinosen Bereich sind, macht er im Kontakt mit ihnen auch die religiöse Erfahrung, an etwas Höheres angeschlossen zu sein.

Die erste Schicht des Buches, die Suche nach dem roten Faden in der eigenen Biografie, ist aufwühlend und oft schmerzhaft. Nach dem Ende einer symbiotischen Liebesbeziehung fällt der Autor in eine erschreckende Leere, und nur die Arbeit mit den Träumen hilft ihm, die Bruchstücke seiner Existenz wieder mühsam zusammenzusetzen. Die ersten Lebensjahre sind von vielen Verwundungen gekennzeichnet: von der Scheidung der Eltern, der Gefühlskälte der Verwandten, von Demütigungen, Trennungen, Einsamkeit und dem Gefühl, fast immer von Gruppen ausgeschlossen zu werden.

Die Träume erlauben dem Autor auch, sich allmählich von einem rigiden und in strikten Schwarz-Weiss-Mustern denkenden »äußeren Gesetzesgott« zu lösen, der ihm in seiner Pfarrfamilie übermittelt wurde. Damit berühren sich persönliche und kollektive Biographie: Spuras Großvater, der Pfarrer und Schriftsteller Karl Alberts, hatte im Dritten Reich ein Buch über den »Deutschen Christus« verfasst, in dem eine »arteigene« Religionsform gepredigt wurde, die die Deutschen vor den »Fluten des Fremden« – besonders den Juden – schützen sollte. Dieser Großvater wurde in der Familie auch nach 1945 wie eine Lichtgestalt verehrt und zum Vorbild

für den kleinen Martin erklärt. Nazi-Tugenden wie Reinheit, Gehorsam, Sittenstrenge, das Sich-Opfern für die Gemeinschaft waren die obersten Leitlinien einer Erziehung. Schon in seiner Taufpredigt überschüttet der Großvater das Kind mit metaphysisch angehauchten Verhaltensregeln, etwa dem Hinweis darauf, daß unser ganzes Leben von der Wiege bis zur Bahre im Zustand der »Quarantäne« verlaufe: »Ich sollte im Taufritus ein für allemal von der Erbsünde reingewaschen werden, mit dem Auftrag, mich im Laufe meines Lebens nie mehr zu beflecken. Diese Mahnung ebnete mir keinen beherzten Aufbruch ins Leben, vielmehr besiegelte sie ein lähmendes Lebensverbot.«

Die Wucht und bizarre Schönheit der nächtlichen Traumbilder aber helfen Spura, eine ganz andere Welt zu entdecken: phantastische Landschaften ohne Enge und Verbote, die dem Träumer auch signalisieren, wie schöpferisch seine Seele sein kann. Hier werden abgezirkelte Landmassen überflutet, brechen auseinander und setzen sich zu neuen Kontinenten zusammen. Dies ist oft unterlegt mit einer starken Wassermetaphorik, in der es ums Strömen und Fließen geht, um Grundwasser, Moore und den 11.000 Meter tiefen Marianengraben, in den der Träumer mehrfach hinabtaucht. Auch scheinen mythologische Gestalten wie der bocksfüßige Pan und die Sophia auf, welche die wilde und weibliche Seite des Göttlichen symbolisieren und mithelfen, aus der beengten eine weite und mutige Seele zu machen.

Die Träume stellen den Autor Spura auf die eigenen Beine. Statt sich an der Universität den dogmatischen Spielregeln einer akademischen Sprache und Erkenntnismethodik zu beugen, entdeckt er die reicheren Ausdruckskräfte seines Inneren – und tauscht den Berufswunsch des Wissenschaftlers gegen den des Schriftstellers ein. Ein mutiger, weil unabgesicherter Weg, der aber von Herzen kommt und die ganze Persönlichkeit umfasst. Auch dies ein Initiationsakt von Widerstand und Selbstvertrauen, der das von Kindheit an beschädigte Ich letztlich mit Heil- und Aufbaukräften versorgt.

Begleitet wird Spura bei diesen Kraftanstrengungen von inspirierenden Geistern aus der

Vergangenheit wie Johannes Tauler, Jakob Böhme, F.W.J. Schelling, Rudolf Steiner, C.G. Jung, Martin Heidegger und Paul Celan, die z.T. auch in seinen Träumen auftauchen. Autoren, von denen einige durchaus kritisch gesehen werden, die aber Vorbildfunktion haben, weil sie alle das Denken in bildhaften Imaginationen meisterhaft beherrschten. Aus der Tatsache, dass Spura allein 34 Mal von dem deutschen Mystiker Johannes Tauler geträumt hat, entstehen faszinierende Abschnitte über das Spiel mit Begriffen wie »Seelenverwandtschaft« und »Reinkarnation«. Dies geschieht allerdings niemals im Ton eines endgültigen Wissens, sondern als Suchbewegungen und faszinierende Fragestellungen: »Tönte mir durch das Traumbild aus mir selbst mein Wesen entgegen? Und war dieses Wesen nicht nur ein abstraktes Tauler-Wesen, das ich als Projektionsfläche benutzte und das Charaktereigenschaften besaß, die mir ähnlich waren, sondern erlebte dieses Wesen eine echte geistige Wiedergeburt in mir und durch mich? Aber wie nur war das möglich? Wie konnten Johannes Tauler und ich so eine schöpferische Verbindung eingehen? [...] Wer Ohren hat, der höre, was aus ihm selbst tönt.« Die Fülle, Dichte und Intensität von Spuras

Träumen machen sie zu einer zwingenden seelischen Topografie, der man sich kaum entziehen kann. Egal ob man sie für Eingebungen aus transzendenten Bereichen, aus dem kollektiven Unbewussten oder nur für regulative Spiele unserer Neuronen hält: Sie geben ein inspirierendes Kraftfeld ab, das den Autor zu höchst produktiven Überlegungen über sein Leben veranlasst hat. Allein das schöpferische Potenzial dieser Bilderwelten wirkt wie ein mächtiger Energiestrom, der die Nachtbarke am Schluss des Buches wieder aus der tiefen Unterweltfahrt zur Sonne emporhebt. Der Autor entlässt den Leser mit Tönen der Zuversicht und wiedergewonnenen Lebensfreude, die so schön leuchten wie das strahlende Gelb des Buchcovers, das ein Gemälde des anthroposophisch orientierten Malers Jobst Günther zeigt. »Das Wärmelicht des Sterns findet uns nicht«, so heisst es in den letzten Zeilen, »wenn wir uns selbst immerzu ins Licht stellen, es findet uns nur dann, wenn wir uns in die Nacht wagen, damit auch in der abgelehnten Finsternis ein Licht der Liebe scheint. Nur indem wir das Abgespaltene heimholen, zurück in unser Herz, können wir heil und ganz werden.«

*Rüdiger Sünner*

## Ein Meilenstein

**MATTHIAS MOCHNER: Das Demeter-Phänomen. Die biologisch-dynamische Landwirtschaft. Ein Weg aus der Sackgasse der Agrochemie,** Elster Verlagsbuchhandlung, Zürich 2015, 192 S., 29 EUR

Unter den verschiedenen Biomarken gilt laut Umfragen »Demeter« als die glaubwürdigste, doch die geistigen Hintergründe der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise ist vielen Menschen – insbesondere der jüngeren Generation – weitgehend unbekannt. In diese Richtung für den Verbraucher aufklärend zu wirken ist das Ziel dieses Buches.

In einer Zeit, in welcher der Begriff »Bio« verwässert und gar missbraucht wird, ist es besonders wichtig, wieder an den Strom anzuknüpfen, aus dem die im biologisch-dynamischen Landbau angebauten Produkte herkommen, die schon seit 1932 unter dem geschützten

Markenzeichen »Demeter« erhältlich sind. Das Buch ist aber mehr als eine Einführung in die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise, es hat zugleich den Charakter eines Meilensteins. Meilensteine zeigen, wie weit man gekommen ist, und lassen den Weg ahnen, den man noch vor sich hat. Bald sind es hundert Jahre her, seitdem die ersten Landwirte Rudolf Steiner nach Hinweisen zur Verlebungigung der Bodenfruchtbarkeit gefragt haben. »Das Demeter Phänomen« fasst in einem Überblick zusammen, was bisher versucht, erforscht und publiziert worden ist, zieht Bilanz und öffnet zugleich Perspektiven zur Weiterentwicklung.